

Empfindung bis auf das Mark des Lebens eindringt (...), alles hinwegschwemmt, was zum Wahn der Persönlichkeit gehört, und nur den wunderbar erhabenen Seufzer des Ohnmachtsbekenntnisses übrig lässt.« Damit sind wir im innersten Zentrum von Wagners Kunst: Gerade in ihrer höchsten Meisterschaft zielt sie auf das Ohnmachtsbekenntnis des Zuhörers, man könnte auch sagen auf subtile Unterwerfung. Eben das war es, was der junge Nietzsche an Wagner bewunderte und wogegen der spätere Nietzsche sich zur Wehr setzte. Nietzsche war der erste große Kritiker Wagners, an Scharfsinn bis heute unerreicht. Seine Wagner-Kritik wird stets Gültigkeit behalten, genauso wie Wagners Kunst. Darüber werden wir nie hinaus gelangen.

Neue Bücher zum Thema: Udo Bernbach: Mythos Wagner. Rowohlt, Berlin 2013, 334 S., 19,95 €. – Axel Brüggemann: Genie und Wahn. Die Lebensgeschichte des Richard Wagner. Beltz, Weinheim 2013, 240 S., 16,95 €. – Jens Malte Fischer: Richard Wagner und seine Wirkung. Zsolnay, Wien 2013, 19,90 €. – Martin Geck: Wagner. Siedler, München 2013, 413 S., 24,99 €. – Barry Millington: Der Magier von Bayreuth. Richard Wagner – sein Werk und seine Welt. Primus, Saenstadt 2013, 320 S., 29,90 €. – Holger Noltze: Liebestod: Verdi Wagner Wir. Hoffmann und Campe, Hamburg 2013, 448 S., 24,90 €. – Eberhard Straub: Wagner und Verdi. Zwei Europäer im 19. Jahrhundert. Klett-Cotta, Stuttgart 2013, 351 S. 24,95 €. ■

Wolf Scheller

Heimkehr in ein fremdes Land

Die Exilschriftsteller und das Kriegsende 1945

In *Monologe auf einer fremden Bühne* von Max Herrmann-Neiße heißt es: »Das Gastland kann die Heimat nie ersetzen, / hat mich sein Frieden freundlich auch bedacht. / Gefangen fühl' ich mich in fremden Netzen / und um das Lebenselement gebracht.«

Der dem Expressionismus nahestehende Autor hat das Exil, in das ihn die Nazis gezwungen hatten, nicht überlebt. Max Herrmann-Neiße, der in diesen Jahren wie so viele andere unter der Entfremdung, Isolation und Desorientierung des Exils litt, starb mit nur 55 Jahren 1941 in London. Stefan Zweig, den es ebenfalls zunächst nach Großbritannien verschlagen hatte, bewunderte ihn wegen seiner moralischen Standfestigkeit. Gelegentlich traf er ihn im Londoner Hyde Park, sitzend auf einer Parkbank, irgendwie verloren und fernab vom Alltagsgeschehen. »Immer, wenn ich



Wolf Scheller

(*1944) lebt als Rundfunkredakteur in Köln. Seine Schwerpunkte sind jüngere Zeitgeschichte und Literatur.

wolfscheller@gmx.de

ihn so sah, den kleinen verhutzelten Mann in seiner großen Einsamkeit, hatte ich ein Gefühl der Ehrfurcht und sogar des Stolzes, dass da einer war unter uns allen, der rein blieb und unbekümmert dem dichterischen Dienst hingegeben inmitten einer katastrophischen Welt.«

Diejenigen Exilschriftsteller, die nach Kriegsende 1945 in das zerstörte Deutschland zurückkehrten, wurden keineswegs mit offenen Armen empfangen. Die während der zurückliegenden zwölf Jahre im

Reich Gebliebenen beriefen sich auf ihre »innere Emigration« und begegneten den Heimkehrern mit Misstrauen, oft mit offener Feindseligkeit. Das galt bis zu einem gewissen Grad auch für die Gruppe 47, die von den meist schon in der Weimarer Republik groß gewordenen Kollegen nichts wissen wollte und sie schlicht ignorierte. Die Jungen wollten unter sich bleiben, die Literatur neu erfinden und sich nicht mit den schweren Schicksalen der von den Nationalsozialisten verjagten Autoren belasten – ob sie nun Kesten, Döblin oder Zuckmayer hießen. Das behinderte die Rezeption der Exilliteratur im Nachkriegsdeutschland zwangsläufig massiv, es war vielleicht die bitterste Erfahrung der Rückkehrer: Einmal Emigrant, immer Emigrant.

Die Massenflucht von Künstlern und Intellektuellen aus Deutschland hatte schon unmittelbar nach Hitlers Machtergreifung eingesetzt, begleitet von Gottfried Benns im Mai 1933 im Rundfunk gesendeter und in der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* verbreiteten »Antwort an die literarischen Emigranten«, einer von Hämne durchtränkten Rede, die er erst fünf Jahre nach dem Tod von Klaus Mann zurücknahm. Klaus Mann, so Benn, sei 1933 »klarer denkend als ich« gewesen. Freilich war nicht zuletzt durch Benns opportunistischen Auftritt das Tisch Tuch zwischen »innerer« und »äußerer« Emigration längst zerschnitten. Auch im Bewusstsein vieler Deutschen erschienen die manchmal in den Uniformen der Sieger auftretenden Heimkehrer als »vaterlandslose Gesellen«, die es sich »draußen« hatten gutgehen lassen, während man daheim unter dem Bombenterror der Alliierten gelitten hatte.

Heimkehr in Ost und West

Dabei wollten sie mithelfen beim Aufbau der zerstörten Heimat. Es ging nicht nur um die materiellen Beschädigungen. Viele der ins Exil gegangenen Schriftsteller fühl-

ten sich aufgrund ihrer Erfahrung geradezu berufen, nach quälenden Jahren politischer und moralischer Ohnmacht ein besseres Deutschland aufzurichten. Zu jenen zählte ursprünglich auch Klaus Mann, der in seinem 1939 erschienenen Roman *Der Vulkan* die Hauptfigur Marion sagen lässt: »Ungeheure Aufgaben werden sich stellen, wenn der Alptraum ausgeträumt ist. Wer soll sie denn bewältigen – wenn wir uns drücken?« Als Klaus Mann in amerikanischer Uniform nach der Kapitulation erstmals wieder deutschen Boden betrat, im zerbombten München vor den Ruinen seines Elternhauses stand, das KZ Dachau besuchte, in Augsburg die Gegenüberstellung Hermann Görings mit US-Journalisten erlebte, stellte sich für ihn bald heraus, dass er hier fehl am Platze war. Der Sohn des Nobelpreisträgers, der sich 1949 das Leben nahm, fühlte sich als Fremder im eigenen Land.

Anders verhielt es sich in der damaligen Ostzone und späteren DDR. Marxistisch orientierte Autoren wie Johannes R. Becher, Erich Weinert, Willy Bredel, Friedrich Wolf – oder auch Anna Seghers – wurden in Ostberlin mit allen Ehren aufgenommen und in der SED mit herausgehobenen Positionen bedacht. Allein Brecht blieb auch in Ostberlin eine Ausnahme. Der listige Stückeschreiber ging nach seiner Rückkehr aus dem amerikanischen Exil zunächst in die Schweiz und erwarb dann noch die österreichische Staatsbürgerschaft. Für die DDR-Behörden war er damit in jeder Hinsicht »unberührbar«. Komplizierter war die Situation bei Exilanten wie Stefan Hermlin oder dem Literaturwissenschaftler Hans Mayer. Beide versuchten zunächst ihr Glück beim *Hessischen Rundfunk* in Frankfurt, wechselten dann bald nach Ostberlin bzw. Leipzig. Während Hermlin unter Honecker zu einer Art Doyen der DDR-Literatur aufstieg, folgte der Germanist Mayer seinem Freund Ernst Bloch nach dessen schikanöser Behandlung durch die Kulturbonzen der SED in den Westen. Glücklicherweise wurden beide nicht

in der alten Bundesrepublik. Wie in den ersten Nachkriegsjahren fühlten sie sich hier als Außenseiter. Es ging ihnen nicht viel anders als Alfred Döblin, der nach seiner Rückkehr aus Amerika im Auftrag der französischen Militärregierung deutsche Bücher vor ihrer Drucklegung zu zensieren hatte. Voller Enttäuschung registrierte Döblin bei seinen Landsleuten eine allzu geringe Neigung, sich kritisch mit den zurückliegenden Jahren und den Gründen für den Zusammenbruch auseinanderzusetzen: »Und wenn einer glaubt oder früher geglaubt hat, das Malheur im eigenen Lande und der Anblick einer solchen Verwüstung würde die Menschen zum Denken bringen und würde politisch erzieherisch auf sie wirken, so kann er sich davon überzeugen: er hat sich geirrt.«

Der Autor von *Berlin Alexanderplatz* trug schwer an dem Misstrauen und der Verachtung, die den Emigranten im Nachkriegsdeutschland entgegenkamen. Carl Zuckmayer schrieb 1966 in seinen Erinnerungen: »Die Fahrt ins Exil ist ›the journey of no return‹.« Dabei gehörte Zuckmayer zu den wenigen Heimkehrern, die sich schnell in den neuen Verhältnissen zu recht fanden, »da mein Hauptinteresse den positiven Aspekten innerhalb Deutschlands gilt«. Zuvor war er vom amerikanischen Kriegsministerium beauftragt worden, sich an der »Erziehungsarbeit«, der *re-education*, in Deutschland zu beteiligen. In seinen regelmäßigen Berichten nach Washington verschwieg er nicht den Argwohn der Besiegten gegen ein demokratisches Parteiensystem und ihren Unmut über die Weigerung Thomas Manns, deutschen Boden zu betreten.

Alte Konflikte und neue Fronten

Der Vorwurf an die Adresse von Thomas Mann kam nicht von ungefähr. Im Herbst 1945 hatten Walter von Molo und Frank Thiess ihr Bleiben in Deutschland un-

ter dem NS-Regime verteidigt und ihren emigrierten Kollegen auf wohlfeile Art ihr Weiterleben in den »Logen und Parterreplätzen« des Auslands angelastet. Thomas Mann reagierte darauf heftig: »In meinen Augen sind Bücher, die von 1933 bis 1945 überhaupt gedruckt werden konnten, weniger als wertlos und nicht gut in die Hand zu nehmen. Ein Geruch von Blut und Schande haftet ihnen an. Sie sollten alle eingestampft werden.« Dabei hatte Molo den Autor des *Doktor Faustus* immerhin als den »guten Arzt« bezeichnet, dessen Rückkehr wünschenswert sei, weil doch auch Mann wisse, »dass es sich um keine unheilbare Krankheit unseres Volkes« handle.

Autoren wie Hans Carossa, Ernst Wiechert, Werner Bergengruen, Ernst Penzoldt, Gertrud von Le Fort oder Ina Seidel waren in den ersten Nachkriegsjahren in Schulbuch und Bücherschrank präsenter als Thomas Mann. Wiechert war schon sehr früh für mehrere Monate im KZ inhaftiert gewesen, Bergengruen aus der »Reichs-schrifttumskammer« ausgeschlossen worden, weil er »nicht geeignet« sei, »am Aufbau der deutschen Kultur« mitzuarbeiten. Auch er ein Autor der »inneren Emigration«, verheiratet mit einer jüdischen Frau. Ob er sich, nachdem er jahrelang bei Freunden in Zürich gelebt hatte, in der Bonner Republik zu Hause fühlte, ist zweifelhaft. Größere Werke hat er nach 1945 nicht mehr zu Papier gebracht. Doch war mit einem wie ihm aus Sicht der Exil-Schriftsteller noch am ehesten zu reden. Mit anderen, wie Erwin Guido Kolbenheyer oder Hans Grimm, geschweige denn mit Nazi-Autoren wie Adolf Bartels, Hans Friedrich Blunck oder Will Vesper, war dies kaum möglich. Hinzu kam die aus der Zeit des Exils stammende Fraktionierung der Autoren, bei der Neidaspekte und ideologische Gegensätze eine wichtige Rolle spielten. Alfred Döblin ereiferte sich am 1. Januar 1947 in einem Brief an Hermann Kesten: »Ich akzeptiere keinerlei Glorifizierung von Thomas Mann, er ist ein Musterbeispiel der groß-

bürgerlichen Degeneration.« Das sprach anderen Exil-Autoren aus dem Herzen, auch wenn sie – wie Robert Musil – durch Fürsprache von Thomas Mann materielle Hilfe aus dem Ausland erfahren hatten.

Als in den 60er und 70er Jahren die Exilliteratur an den westdeutschen Universitäten allmählich zum Thema wurde, lebten die meisten Exilautoren schon nicht mehr. Heute tauchen ihre Namen nur noch selten auf, und dann wie aus einer versunke-

nen Welt, an die man sich kaum erinnert. Für die meisten trifft die resignative Feststellung von Walther Kiaulehn zu: »Das große Schwurgericht der Literatur, das insgeheim alle fünfzig Jahre zusammentritt – keiner kann sagen wie und wo –, verurteilt im Schnellverfahren ganze Reihen von Schriftstellern und ihre Bücher zum Tode des Vergessens (...) Man erschrickt bei dem Blick zurück, wie viele auf der Strecke geblieben sind.« ■

Karl-Josef Müller

Ein liebenswerter Mörder

Michael Köhlmeiers Roman »Die Abenteuer des Joel Spazierer«

Karl-Josef Müller

(* 1957) ist Literaturwissenschaftler und freier Journalist in Gießen.

karlj.mueller@freenet.de



Dieser Roman ist eine einzige Lüge. Nicht weil alle Dichter lügen, wie wir seit Platon wissen, sondern weil die Abenteuer, die Joel Spazierer zustoßen, auf keine Kuhhaut gehen. Dieses erzählte Leben ist unglaublich, in jeder Hinsicht. Der Romanheld wechselt mehrfach seine Identität und Nationalität, mordet, prostituiert sich bereits als Kind – finanziell durchaus erfolgreich –, und überwindet Landesgrenzen ebenso elegant und beiläufig wie die Grenzen der sogenannten Moral. Sein erster Mord bringt ihn vor Gericht, der Staatsanwalt fordert nichts weniger als die Todesstrafe, fast 100 Jahre nach der letzten Hinrichtung im Jahre 1785: »Barbara Erni, eine notorische Diebin, wurde mit dem Schwert enthauptet. Die Richter erkannten, dass in dieser Frau das Böse hauste.

Und sie wussten, dass das Böse nicht zu beruhigen ist, dass jedes weitere Verbrechen schwerer wiegt als das vorangegangene.« Es wäre ein unverzeihlicher Fehler, so der Staatsanwalt des Staates Liechtenstein, dem jugendlichen Mörder auch nur mit einem Hauch von Gnade zu begegnen, denn »diese Verderbtheit, diese existentielle Amoralität kennt keine Grenzen«.

Grenzenlos nennen muss man allerdings auch die Verderbtheiten des 20. Jahrhunderts, und selbst das noch so junge 21. kann in dieser Hinsicht schon mancherlei vorweisen. Auf uns selbst, die wir uns als Bewohner und Bürger funktionierender demokratischer Zivilgesellschaften verstehen, trifft die These des mehrfachen Mörders Joel Spazierer zu: »Unser Wunsch, jegliche Gewalt, die nicht durch eine unabhängige, mehrfach abgesicherte, demokratische Justiz legitimiert ist, restlos auszumerzen, grundiert unser Weltbild.« Bedenkenlos und wie selbstverständlich stellt sich dieser Kriminelle im kollektiven Wir neben und zu uns, die Leser des Romans, ganz so, als gäbe es in Fragen von Moral und Gewalt keinerlei Meinungsverschiedenheiten.